

gleiche Anerkennung für ihre seit mehr als vier Jahren außerordentlich erhöhten Dienstleistungen, die als solche von dem früheren Ministerpräsidenten rückhaltlos ausgegeben wurden. So verlangen aber nun auch alle Staatsangestellten

Sold	140 Kronen
Feldzulage	150 "
Möbel-Hinterlegungsgeld	10 "

was zusammen dreihundert Kronen ausmacht, nebstbei und mit allem gebührenden Respekt gesagt, erheblich weniger als der Vursache des Herrn Leutnants als Geschäftsdienere — von einem höherstehenden Arbeiter nicht zu reden — an Monatslohn fordern und sehr bereitwillig erhalten würde; aber es geht, denn Wohnung und Essen kosten nichts.

Hat er aber nicht das Glück, verwundet oder krank zu sein, so gibt ihm der Staat ein Kostgeld von 4 Kronen 64 Heller täglich oder monatlich 139 Kronen 20 Heller und bezahlt die Wohnung. In den Monaten mit ein- und dreifrig Tagen macht es allerdings etwas mehr aus, aber wir wollen das nicht gar so genau nehmen: ein Leutnant hat ja auch Ausgaben, mit denen er's beim besten Willen auch nicht so genau nehmen kann.

Wir kommen nun zu dem weniger bekannten Teil des Leutnantbudget, zu den Ausgaben. Von den 394 Kronen 20 Heller bezahlt er für das Mittagessen in einer Offiziersmesse, neidermehdend wenig, täglich drei oder im Monat 90 Kronen.

Erheblich teurer, wenigleich immer noch unmaßscheinlich billig, legt er Frühstück und Abendbrot mit zehn Kronen täglich ein = 300 Kronen.

Und stellt mit Bedauern fest, denn so ein junger Krieger trägt zwar mutig den Ernst des Lebens, aber er bedauert ihn — daß für Gabelfrühstück und Saure kein Platz in diesem Staatsvoranschlag ist. Der Finanzminister leidet es nicht.

Diese Selbsttäuschung kostet im Monat 30 Kronen.

Für Wäsche — der Verbrauch von Seife ist der Gradmesser der Kultur — stellt er ebenfalls 30 Kronen in Rechnung. Wer das hoch findet, wird sich beruhigen, lieft er, daß für die Instandhaltung der Kleidung und

Schulden bezahlt, der vielleicht selber schon Papa ist und irgendwo an der Pike oder in Albanien über Dinge nachdenkt, die gar nicht lustig sind, und sein Oskar Straus macht die Musik dazu, sondern der heftige Artilleriekampf. Aus dem Leutnantspielen ist bitterer Ernst geworden, und da ist es kein Wunder — eher wäre das Gegenteil eins —, daß die Herren Leutnants Bleistift und Papier zur Hand nehmen und fangen an rechnen an wie früher, wenn es im bürgerlichen Leben nicht zusammengehen wollte.

Es ist nicht sehr erheitlich, was dabei herauskommt. Folgendes Schreiben liegt mir vor. Ich kenne den Absender nicht, aber das macht nichts. Man versichert mir, daß er nicht übertriebt; der Reinen, der das Seitengehör trägt, müsse häufig sehr angesogen werden, damit der Magen Ruhe und Manneszucht hielte.

„Wobon lebt ein f. u. f. Leutnant i. d. R. im Hinterlande, wo er — ohne Drückberger zu sein — in Folge einer Verwundung, Krankheit oder Kommandierung manchemal Monate zubringen muß?“ So fragt das Schreiben. Ich setze voraus, daß es sich um einen f. u. f. Leutnant handelt, wie es ihrer jetzt so viele gibt, die keine Taschengeld bezahlenden Papa i. d. R. haben: Lehrer, Beamter, junger Kaufmann, die alle frühzeitig auf eigenen Füßen gehen gelernt haben.

Folgendermaßen beantwortet der Briefschreiber die Frage. Es scheint trocken zu sein, aber es erlaubt so viel tiefe Blicke ins Leben, daß sie sicherlich nicht langweilen werden, die Bistern aus dem Leben des Leutnants. „Mama, was ist das, ein Leutnant?“ frug das junge Mädchen von damals. „Mama, wobon lebt ein Leutnant?“ mag bang manches junge Mädchen von jetzt fragen. Die Antwort, ein trauriges Achselzucken, sagt: „Denke nicht daran, Kind, schlag dir's aus dem Sinn! Es geht nicht. So gut bezahlen wir unsere Leutnants nicht.“

Kommt der Leutnant verwundet oder krank in ein Spital des Hinterlandes, so erhält er drei Monate lang selbstmäßige Bezahlung:

### Sozialpolitische Wochenlanderei. Die Herren Leutnants.

„Und dann die Herren Leutnants!“  
Siliencron: „Die Musik kommt.“

Bitterlich weinen möchte man, wenn einem einfällt, worüber man einft so froh gelacht hat, das Silencronische Hohe Lied vom Leutnant mit der entzündenden Musik oder sind es fünfzehn?, worunter die Ewigkeit der vier Kriegsjahre —, erinnere ich mich der dunklen Bühne und wie es dort Wolzogen —, aber bin ich denn heute verdammte, von lauter Loten zu reden? Silencron, Wolzogen, die Punkte Bühne mit ihrer anmutig unterhalten den deutschen Brettelkunst, welcher Friedhof heiterer Schönheiten . . .

Ja, es war ein hübsches Ding um die Leutnants. Noch etwas anderes fällt mir ein. Eine gute Freundin erzählte mir, wie ihr Sohn — mein Bub, sagte sie — mit dem Stern am Kragen nach Hause kam, ihr um den Hals fiel und wie berauscht vor Freude ausrief: „Mama, es ist doch etwas Schönes, Leutnant zu sein!“ Und seien wir ehrlich: er hatte recht, es war etwas Schönes, denn es bedeutete ein Leben der festen Eroberungen, heimlichen Mädchenküsse und ermutigenden Frauenaugen, mit ein bißchen über-die-Schur-haaren und Mutterstolz und Tränen und einem Papa, der brummend, aber pünktlich wie ernste geschäftstüchtige Väter schon einmal sind, das Taschengeld bezahlte und die Schulden dazu. Und wenn es in der Garnison nicht lauter Freude war, so gab's doch in den beginnenden Ernst des Lebens hinein noch immer die Manöver, Krieg im Frieden, jeder ein kleiner Reif-Reislingen, unter Kameraden alles ganz egal!

Ja, es war ein hübsches Ding um die Leutnants. Weinen möchte man, fällt einem das alles jetzt ein, wo niemand dem Herrn Leutnant Taschengeld und